Zeitschrift: Jahresbericht / Deutschschweizerischer Sprachverein
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 5 (1909)

Artikel: Zur Schärfung des Sprachgefühls
Autor: Schnorf, K.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-595030

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

„Ist irgend etwas," sagt Gottfried August Bürger, „in dem ganzen Gebiete der Wissenschaften wert, daß Männer sich damit beschäftigen, so ist es die Muttersprache. Sie kann zu allem übrigen sagen: Ohne mich könnt ihr nichts tun. Ja, sogar all euer gutes oder schlechtes Tun hängt von mir ab. Wer mich verachtet, der wird wieder verachtet von seinem Zeitalter und schnell vergessen von der Nachwelt. Wer schlecht schreibt, und schriebe er auch noch so vortreffliche Sachen, ist ein geschmückter Tänzer mit Klumpfüßen, und fehlerhaft schreiben ist so viel als zerrissene Schuhe tragen, woran die Löcher mit Kartenblättern ausgelegt sind. Ich könnte einem lieber jede andre gelehrte Sünde verzeihen, als eine Sprachsünde. Denn nichts steht der Ehre unsrer Literatur mächtiger entgegen als Schlechtschreiberei."

Diese trefflichen Worte verdienten es wahrlich, bei allen unsern Schriftstellern und Zeitungsschreibern, überhaupt bei allen Deutschschreibenden volle Beachtung zu finden. Und doch: wie oft sündigen wir alle gegen das heilige Gebot, das uns eine möglichst sorgfältige Pflege der Muttersprache zur Pflicht macht! Es ist eine oft gehörte und leider nur allzu berechtigte Klage, daß die Deutschen in der schriftlichen und mündlichen Anwendung ihrer Sprache nicht dieselbe liebevolle Aufmerksamkeit walten lassen, wie sie andre Völker ihrer Muttersprache schuldig zu sein glauben. Es ist daher gewiß nicht überflüssig, von Zeit zu Zeit das Sprachgewissen aller deutschen Stämme, namentlich auch der Deutschschweizer, aufzurütteln und sie an eine ihrer wichtigsten Kulturaufgaben zu erinnern.

Den für uns maßgebenden Sprachgebrauch lernen wir am sichersten aus den besten zeitgenössischen Schriftstellern aller Gaue deutscher Zunge kennen. Allein es gibt, wie Sanders treffend bemerkt, im Deutschen, wie in jeder noch in lebendiger Fortentwicklung begriffenen Sprache, unberührt von den allgemein anerkannten Regeln, die allen Gebildeten geläufig und vertraut sind und gegen die sie deshalb niemals verstoßen werden, eine nicht geringe Anzahl von

Fällen, in denen sich der Sprachgebrauch noch nicht oder doch mindestens noch nicht ganz entschieden und zweifellos festgestellt hat. Dann erzeugt das Schwanken auch bei Gebildeten und selbst bei Schriftstellern eine Unsicherheit, ob die in einem bestimmten Fall nebeneinander vorkommenden verschiedenen Formen und Ausdrucksweisen gleichberechtigt seien, oder welche die richtigere, vielleicht die allein richtige sein dürfte. In solchen Fällen werden wir gewiß gerne dem Rate gründlicher und einsichtsvoller Sprachforscher folgen, die sich der mühevollen und schwierigen Aufgabe unterziehen, wenigstens „für eine kürzere Spanne Zeit das in der Flucht der grammatischen Erscheinungen Überwiegende und Üblichere als das Regelrechte, Sprachrichtigere und daher dem gewöhnlichen Schreibenden, nicht den vereinzelten Neuschöpfern und Weiterbildnern der Sprache, als das Musterhafte und Nachahmenswerte vorzustellen" (Matthias).

In erster Linie will ich mich selbst als Sprachsünder bekennen und ein Beispiel eigner Schuld beichten. In einer kleinen Schrift über „Unser Deutsch", die voriges Jahr in zweiter, stark vermehrter Auflage im Verlag von Schultheß u. Co. in Zürich erschienen und in vielen in- und ausländischen Blättern sehr günstig beurteilt, zum Teil sogar weit über Gebühr gelobt wurde, habe ich u. a. geschrieben:

In der Rütliszene des „Tell" sagt Schiller: „So laßt uns tagen nach den alten Bräuchen." Hier verwendete der Dichter das Zeitwort „tagen" in einer Bedeutung, die er aus Joh. v. Müllers Schweizergeschichte kennen gelernt hatte, einer Bedeutung, die damals als schriftsprachlich noch nicht anerkannt war, jetzt aber allgemein geläufig ist. Im gleichen Drama läßt Schiller den Fronvogt sagen: „Das ist ein schlechtes Volk, zu nichts anstellig, als das Vieh zu melken."

Zu dieser Stelle bemerkt die „Kölnische Zeitung" vom 5. September 1908: „Einem anscheinend unausrottbaren süddeutsch-schweizerischen Fehler ist auch der Verfasser, dessen Sprache sonst als untadelhaft gelten darf, nicht ausgewichen. Er spricht von Schillers „Tell" und bald darauf von dem gleichen Drama, wo er natürlich dasselbe Drama meint. Zum gleichen gehören immer zwei. Dieser Begriff ist nur da zulässig, wo man sich mehrere Dinge vorstellen muß oder wenigstens kann: gleiche Brüder, gleiche Kappen; in gleichem Schritt und Tritt; nicht, wo nur ein Ding denkbar ist. Zwei Bücher können wohl in demselben Verlage erscheinen, nicht aber in dem gleichen Verlage, wie man oft lesen muß. Auch wenn

Gottfried Keller so schreibt, ist es nicht zu loben. Als Martin Salander in die Heimat zurückkehrte, „sprudelte aus der uralten Holzsäule das klare Wasser in denselben Trog wie ehemals, und zwar durch den gleichen abgesägten Flintenlauf, der statt einer eisernen Brunnenröhre darin steckte". Einmal ist die Identität richtig, einmal falsch ausgedrückt. Wer die Begriffe beliebig vertauschen zu dürfen glaubt, versuche doch, statt ein und dasselbe zu sagen ein und das gleiche."

Diese Bemerkung ist durchaus zutreffend, und ich bin dem mir unbekannten Schriftleiter oder Mitarbeiter des großen Blattes für seine Belehrung zu Dank verpflichtet.

Nun will ich auch andre Sprachsünder zu Worte kommen lassen, wobei ich namentlich, wenn auch nicht ausschließlich, schweizerische und süddeutsche Fehler ins Auge fassen und zu deren Beseitigung etwas beitragen möchte.

Vor kurzer Zeit erschien im „Tagblatt der Stadt Zürich" ein heftiger Einspruch vieler Bewohner von Enge-Wollishofen gegen die Rückweisung einer verhältnismäßig unerhört hohen Zahl von Schülern aus der ersten Klasse der dortigen Sekundarschule. Fast alle unsre Tagesblätter mischten sich in diesen Streit, und da wimmelte es denn nur so von Ausdrücken wie: „Das Ergebnis einer vierwöchentlichen Probezeit", oder: „nach vierwöchentlicher Unterrichtszeit" usw. Gemeint war natürlich überall eine „vierwöchige" Probezeit. Von den Zeitbegriffen Jahr, Monat, Woche, Tag, Stunde werden Eigenschafts- und Umstandswörter auf -lich und -ig gebildet. Die Bildungen auf -lich bezeichnen eine Wiederholung der Handlung nach Ablauf des angegebenen Zeitraums, die auf -ig dagegen deren Dauer während der genannten Zeit. Eine zweistündlich einzunehmende Arznei ist nach Ablauf von zwei Stunden wieder zu nehmen, d. h. alle zwei Stunden; halbjährliche Zinsen sind jedes halbe Jahr zu zahlen. Dagegen dauert der achtstündige Arbeitstag acht Stunden, und der Siebenjährige Krieg hat sieben Jahre gedauert. Diese Scheidung ist sprachgeschichtlich begründet. Die Ableitungssilbe -lich in täglich und jährlich ist aus althochdeutschem gilich (= gleich und auch jeder) entstanden, so daß täglich (ahd. tago-gilich) an jedem der Tage, jährlich (ahd. jaro-giliches) in jedem der Jahre bedeutet. Monatlich, wöchentlich, stündlich sind dann später danach gebildet worden. Die Bildungen auf -ig dagegen bezeichnen im allgemeinen, daß etwas mit dem durch den Stamm angegebenen Begriffe als einer Eigenschaft behaftet ist,

ihn hat, umfaßt, als Merkmal an sich trägt (vgl. verdächtig, spitzig, rührig). Zweitägig ist also, was zwei Tage dauert, diese Zeit einnimmt, innehat; ebenso zweiwöchig, zweimonatig, zweijährig, was zwei Wochen, Monate, Jahre dauert. Im deutschen Heerdienst überwiegen jetzt entschieden die achtwöchigen Übungen. Eine Sprache ist um so reicher, je mehr Ausdrücke ihr zu Gebote stehen, um Begriffe zu trennen. Eine scharfe Begriffstrennung ist ihr aber ermöglicht durch die Wörter monatig — monatlich, wöchig — wöchentlich, jährig — jährlich. Die Unterscheidung fallen zu lassen, hieße unsre Sprache ärmer machen, und so wollen wir sie recht sorgfältig beobachten. Die vierwöchentlichen Ferien und der zweimonatliche Urlaub mögen unerfüllbare Wünsche unsrer Schuljugend und unsrer Beamten bleiben. Wir wollen nur von vierwöchigen Ferien, sowie zweimonatigem Urlaub sprechen und dadurch verhindern, daß eine Unterscheidung verwischt werde, die im Dienste der Deutlichkeit durchaus wünschenswert ist. Die Formen monatig und wöchig sind so scharf und klar, daß sie erfunden werden müßten, wenn sie nicht schon beständen.*)

Drittes Beispiel. Eine der häßlichsten Erscheinungen im heutigen Sprachgebrauch ist die Umschreibung des Konjunktivs (der Vorstellungs- oder Ungewißheitsform) der Mit- und Vorvergangenheit durch „würde" in Bedingungs-, Vergleichungs- und Wunschsätzen. Da liest und hört man täglich Wendungen wie: „Würde er doch kommen!" statt: „Käme er doch!" — „Wenn er ausbleiben würde", statt: — „ausbliebe". — In der „Berliner Täglichen Rundschau" stand geschrieben: „Fürst Alexander würde mir besser gefallen, wenn er weniger ehrlich aussehen würde", statt: — „aussähe." — In der „Kölner Volkszeitung": „Würde Frankreich in der Meerengenfrage den Vorrang beanspruchen, so würde zwischen ihm und Rußland ein Bündnis nicht bestehen können". — In der „Kreuzzeitung": „Würde dies zutreffen, so würde in erster Linie der amerikanischen Begehrlichkeit Vorschub geleistet werden". Aus Parlamentsverhandlungen: „Würden wir die Handelsverträge einfach weiterlaufen lassen, so würden sie jedes Jahr gekündigt werden können" (v. Marschall). — „Wenn der Abgeordnete Lieber gesagt haben würde, Herr

*) Vgl. unter den Veröffentlichungen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins die Mitteilungen für Sprachecken vom Januar 1904, sowie die Ausführungen von K. Scheffler in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (1896); ferner Matthias: „Sprachleben und Sprachschäden" (3. Auflage, S. 9 f.) und Dunger: „Zur Schärfung des Sprachgefühls", S. 127.)

Bebel habe sich einer Lüge schuldig gemacht, so würde ich das nicht haben durchgehen lassen" (Graf Ballestrem). — Auch ein hervorragender deutscher Pädagoge hätte nicht schreiben sollen: „Wenn wir auch in Deutschland jene Einrichtung nachahmenswerter finden würden", statt: — „fänden".

Wie ganz anders drücken sich doch in solchen Fällen unsre Klassiker aus! Luther schreibt: „Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meere, so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich leiten". Ferner: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele?" — In Goethes „Fischer" singt die Nixe:

„Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund."

Götz von Berlichingen sagt: „Das wäre ein Leben, Georg, wenn man seine Haut für die allgemeine Glückseligkeit dransetzte!" — In Goethes Gedicht „Bergschloß" heißt es:

„Da ging's wie in alten Tagen
Recht feierlich wieder zu;
Als wären für stattliche Gäste
Die weitesten Räume bereit,
Als käm' ein Pärchen gegangen
Aus jener tüchtigen Zeit;
Als stünd' in seiner Kapelle
Der würdige Pfaffe schon da
Und fragte: Wollt ihr einander?
Wir aber lächelten: Ja!"

In Schillers „Wallenstein" wünscht Max Piccolomini:

„O wären es die schwed'schen Hörner,
Und ging's von hier gerad' ins Feld des Todes,
Und alle Schwerter, alle, die ich hier
Entblößt muß sehn, durchdrängen meinen Busen!"

Die Jungfrau von Orleans klagt:

„Frommer Stab, o hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauscht!
Hätt' es nie in deinen Zweigen,
Heil'ge Eiche, mir gerauscht!
Wärst du nimmer mir erschienen,
Hohe Himmelskönigin!"

Die erste Strophe des Schillerschen Gedichtes „Sehnsucht“ lautet:

„Ach, aus dieses Tales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.“

In „Tells Tod“ singt Uhland:

„Wär' ich ein Sohn der Berge,
Ein Hirt am ew'gen Schnee,
Wär' ich ein kecker Ferge
Auf Uris grünem See
Und trät' in meinem Harme
Zum Tell, wo er verschied:
Des Toten Haupt im Arme,
Spräch' ich mein Klagelied.“

Aus diesen Beispielen geht deutlich genug hervor, welche Kraft und Bündigkeit der einfachen Konjunktivbildung innewohnt, und wie sehr diese den Vorzug verdient vor der schleppenden und schwerfälligen Umschreibung mit „würde“, dem sogenannten „Konditionalis“ (Bedingungsform). Im Hauptsatze kann man diesen ja gelten lassen, obschon auch hier der bloße Konjunktiv sehr oft den Vorzug verdient, namentlich beim Gebrauch starker Zeitwörter, die noch die Fähigkeit besitzen, auch in der Mitvergangenheit eine vom Indikativ (Wirklichkeits-, Gewißheitsform) verschiedene Konjunktivform zu bilden. Man erinnere sich z. B. an die schönen Verse aus der „Klage der Ceres“:

„Wo sie mit dem finstern Gatten
Freudlos thronet, stieg' ich hin,
Träte mit den leisen Schatten
Leise vor die Herrscherin.“

Auch wenn im Hauptsatze und im Nebensatze zugleich der bloße Konjunktiv auftritt, so gereicht das der Sprache nicht selten zur höchsten Zierde, ganz besonders in bindewortlosen Satzgefügen. So könnte man z. B. den bekannten Ausspruch Tells: „Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell“ — wohl in keiner Sprache der Welt kürzer und bündiger wiedergeben. Eine Sprache ist aber, wie schon Goethe bemerkt, hauptsächlich dann zu beneiden, wenn sie mit einem Worte

ausdrücken kann, was eine andre umschreiben muß. Wenn derselbe Dichter sagt: „Wüchsen unsre Kinder in der Art fort, wie sie sich andeuten, wir hätten lauter Genies“, so könnte man zwar hier im Hauptsatze, wie gewöhnlich, den Konditionalis anwenden: „wir würden lauter Genies haben“; allein was hätten wir damit gewonnen? Verdient nicht auch hier die kürzere Form den Vorzug? Keinesfalls aber sollten wir den Nebensatz so umgestalten: „Würden unsre Kinder so fort wachsen“, usw. Schon der alte M. W. Götzinger bekämpfte diese Redeweise mit aller Entschiedenheit, indem er in seiner 1836 erschienenen „Deutschen Sprache“ schrieb: „Der Konditionalis gilt nur für die Tatsache, welche für einen bestimmten Fall gefolgert wird; nie aber kann er in dem Satze eintreten, der den angenommenen Fall, aus dem gefolgert wird, selbst enthält.“ Schneiden wir also getrost den erwähnten Nebensätzen die „abscheulichen Rattenschwänze“, wie Jean Paul die unnötigen Hilfszeitwörter genannt hat, ab; die Sprache kann dadurch nur gewinnen. Durch die lästige Umschreibung des Konjunktivs mit „würde“ wird die sprachlich hergebrachte Kennzeichnung des bedingten Satzes im Gegensatz zu dem bedingenden verwischt; Schönheit, Anmut und Wohllaut der Rede verschwinden und machen einer unerträglichen Weitschweifigkeit Platz, die oft noch der Deckmantel einer unverantwortlichen Unwissenheit ist; denn heutzutage wissen viele Leute nicht mehr, wie in der Mitvergangenheit die Konjunktivformen gewisser Zeitwörter heißen, und da sie zu bequem oder zu vornehm sind, ihre alte deutsche Schulgrammatik wieder einmal aus dem Staube hervorzuziehen, um sich Rats zu erholen, bleibt ihnen allerdings nichts andres übrig, als die klägliche Umschreibung jener schönen Konjunktive mit „würde“. So sind die herrlichen Bildungen stände (stünde), stürbe, hülfe, verdürbe, würbe, würfe, beföhle, pflöge, gölte nebst andern starken Verbalformen, die Jakob Grimm einst förmlich vergötterte, aus der Tagesliteratur verschwunden, und „nur in dem Feenland der Lieder lebt noch ihre fabelhafte Spur.“ Ein wahres Wunder, meint Wustmann, daß man den Kehrreim bei Mirza Schaffy und Rubinstein:

„Ach, wenn es doch immer so bliebe!“

nicht längst verschönert hat zu: „ach, wenn es doch immer so bleiben würde!“ Ein wahres Wunder, daß wir das alte Volkslied:

„Wenn ich ein Vöglein wär’
Und auch zwei Flüglein hätt’ —“

noch nicht umgestaltet haben zu: „wenn ich ein Vöglein sein würde und auch zwei Flüglein haben würde!“ Und Robert Hamerling

spottet, in einigen Jahrzehnten werde es nicht mehr angehen, mit Schiller zu singen:

„O daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe! —"

sondern man werde dann lieber sagen: „O daß sie ewig grünen bleiben würde!" *)

Viertes Beispiel. In den Wagen unsrer städtischen Straßenbahn findet sich ein Anschlag, der also lautet: „Es wird ersucht, das Ausspucken auf den Wagenboden zu unterlassen." Wie schön! Dieses Satzgefüge droht ja völlig auseinander zu fallen; es fehlt ihm das Rückgrat, das beide Sätze zusammenhalten sollte: ein gemeinsamer Satzgegenstand, der allein die Verkürzung des Nebensatzes durch die Nennform (Infinitiv) ermöglichte. Dieser Übelstand wird sich überhaupt fast immer bemerkbar machen, wenn man in einem Satzgefüge dem Hauptsatz die kraft- und saftlose unpersönliche Leideform gibt, von der dann ein Infinitivsatz abhängig ist. Der Fehler läßt sich zwar in unserm Fall sehr leicht beseitigen, indem wir im Hauptsatz das unpersönliche „es" durch das allgemeine Fürwort „man" ersetzen, also sagen: „Man wird ersucht, das Ausspucken auf den Wagenboden zu unterlassen." Hier haben Haupt- und Nebensatz denselben Satzgegenstand „man", denn der vollständige Nebensatz hieße: „daß man ... unterlasse"; somit ist dessen Verkürzung zulässig und das ganze Satzgefüge grammatisch richtig gebildet. Hat es aber nun schon die beste Form, um in einem Straßenbahnwagen seinen besondern Zweck als amtliche Vorschrift zu erfüllen? Keineswegs! Weit vorzuziehen wäre die Wendung: „Es ist verboten, auf den Wagenboden zu spucken." Oder dann sage man ganz einfach: „Nicht auf den Wagenboden spucken!" Etwas so Unanständiges wie das Ausspucken auf den Boden eines Wagens, in dem sich doch in der Regel auch eine ganze Anzahl anständiger Leute befinden, darf man füglich rundweg verbieten; man darf allen Mitfahrenden befehlen, sich anständig zu benehmen. Der Befehl aber soll möglichst kurz sein, und dazu eignet sich in unserm Falle ganz besonders die Nennform, die in dieser Anwendung auch ungemein volkstümlich und leicht verständlich ist. Wie ruft denn eine treubesorgte Mutter ihrem kleinen Liebling zu, wenn dieser sich allzu übermütig auf der Straße tummelt? Sagt sie etwa auch: „Es wird ersucht, das tolle

*) Vgl. Andresen: „Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit." Ferner: Zeitschrift des Allgem. Deutschen Sprachvereins (Oktober 1903), sowie dessen erste Mitteilungen für Sprachecken.

Benehmen zu unterlassen?" Unmöglich! Sie ruft: „Nüd falle, Schatzeli, nüd falle!" Das ist deutsch!

„Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt."

Schon Luther sagte in seinem Sendschreiben vom Dolmetschen (1530): „Man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden; sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen und denselbigen aufs Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet."

Ein Hauptfehler des „Papiernen" ist die scheinbare Gründlichkeit, die nicht Worte genug findet, um etwas ganz sebstverständliches auszudrücken. Statt ein einfaches Zeitwort anzuwenden, das jedermann ohne weiteres versteht, verbindet man dieses noch mit einem Hauptwort und meint, was Großes damit geleistet zu haben! Man schreibt: „Die Leitung dieser Verhandlung wird dem ältesten Mitglied des Ausschusses übertragen." Warum nicht: „Das älteste Mitglied des Ausschusses leitet diese Verhandlung?" Oder: „Die Aufhebung des Urteils wird vom Obergericht vollzogen." Warum nicht: „Das Obergericht hebt das Urteil auf?" Warum denn in die Ferne schweifen, wenn doch das Gute so nahe liegt? Warum besonders die so umständliche und lästige Leideform anwenden, wenn doch die Tätigkeitsform das nämliche viel kürzer und eindringlicher auszudrücken vermag?

Dies gilt namentlich von gesetzlichen Vorschriften und Bestimmungen. Das Gesetz befiehlt. Befehl, Gebot oder Vorschrift ist sein Wesen; also braucht es nicht immer erst wieder zu sagen, daß es befiehlt, daß etwas zu tun sei, daß diese oder jene Befugnis zustehe usw.; es halte sich vielmehr so oft als möglich an die eindringlichste Form des Befehls, an die Aussage: es geschieht! In dieser Hinsicht kann z. B. die neue deutsche Strafprozeßordnung als Vorbild dienen, und zwar hat sie diesen Vorzug nicht zum geringsten Teil den wertvollen Anregungen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins zu verdanken. (Vgl. Zeitschrift des Allg. Deutschen Sprachvereins, Mai 1909.)

Möge doch dieses Beispiel auch in der Schweiz Nachahmung finden! Das ist dringend zu wünschen; denn bei uns wuchern die Leideformen, häufig sogar in Verbindung mit einer ganz unrichtigen Verwendung von wollen, wie das Unkraut aus dem Boden. Ein früherer Zürcher Staatsbeamter, der als Vorsitzender verschiedener

Behörden und Vereine in seinem Leben ungezählte Verhandlungen zu leiten hatte, pflegte, wenn der Schriftführer den Bericht über die vorhergehende Sitzung verlesen hatte, an die Anwesenden die Frage zu richten: „Wollen Bemerkungen gemacht werden?“ Das ist so undeutsch als möglich! Nicht besser natürlich ist die Wendung, mit der einmal ein andrer Vorsitzender eine Beratung schloß: „Das Wort will nicht mehr genommen werden.“ Weitaus am schönsten aber klingt folgende Bekanntmachung eines südwestdeutschen Bürgermeisters: „Rinder können alle Tage, Schweine wollen dagegen nur Montags und Donnerstags geschlachtet werden!“

Wir wollen nun noch zwei Beispiele dieser Art, zuerst in falscher, dann in verbesserter Form wiedergeben, damit man auch sieht, wie dem Übel abzuhelfen ist; wir folgen dabei Dungers trefflichem Buch: „Zur Schärfung des Sprachgefühls“.

In einem deutschen Postgebäude ist die Aufschrift zu lesen: „Bei geschlossener Türe wolle die Nachtglocke . . . zweites Tor links . . . gezogen werden.“ Zu diesem Satz ist, abgesehen vom Hauptfehler, zu bemerken, daß verschlossene Tür deutlicher wäre als geschlossene Tür, weil man unter dem Schließen einer Tür auch das bloße Einklinken verstehen kann. Somit sollte obiger Satz etwa so lauten: „Bei verschlossener Tür (wenn die Tür verschlossen ist) ziehe man die Nachtglocke am zweiten Tor links.“

Endlich noch ein paar Worte über folgenden Anschlag in den Wagen einer deutschen Straßenbahn-Gesellschaft: „Behufs Vermeidung etwaigen Schadenersatzes wolle im Bedarfsfalle das Öffnen und Zumachen der Fenster dem Schaffner aufgetragen werden.“ In diesem Satze kann man „behufs“ durch das einfachere „zu“ ersetzen. Sodann ist „im Bedarfsfalle“ unnötig; in solchen Bekanntmachungen muß man alle überflüssigen Worte vermeiden. Statt: „das Öffnen wolle aufgetragen werden“, hieße es besser: „möge aufgetragen werden“; am besten aber ist es, die schwerfällige Leideform durch die klarere Tätigkeitsform zu ersetzen. Also: „Zur Vermeidung etwaigen Schadenersatzes überlasse man das Öffnen und Schließen der Fenster dem Schaffner.“

Doch genug für einmal! Was wir erstreben, ist die Schärfung des Sprachgefühls in allen Kreisen unsrer Bevölkerung; und daß dies dringend not tut, kann keiner bestreiten, der mit unsern Sprachverhältnissen vertraut ist. Auch glaube niemand, daß er in sprachlichen

Angelegenheiten keiner weitern Belehrung bedürfe; selbst dem Gebildetsten können etwa Sprachfehler entschlüpfen, und er sollte dem Dank wissen, der ihn darauf aufmerksam macht. Sind doch sogar unsre allergrößten Klassiker nicht gegen alle Sprachfehler gefeit gewesen! Und wie haben selbst diese Auserwählten, die ja doch dazu berufen waren, die deutsche Rede auf eine früher nie geahnte Höhe zu bringen und sie in ganz neue Bahnen zu lenken, wie haben Luther, Lessing, Goethe mit der Sprache gerungen, um ihr hohes Ziel zu erreichen! Sollten denn wir gewöhnliche Sterbliche uns nicht auch alle Mühe geben, um wenigstens etwas Erträgliches zu leisten? Liegt ja schon im Suchen und Streben nach einer richtigen und schönen Ausdrucksweise ein Bildungswert ohnegleichen! Nur darf man nie vergessen, daß Sprechen und Schreiben, soweit es sich in eigenen Bahnen bewegt, ein Gestalten aus dem Geiste heraus, eine wahre Kunst ist, in der man es, wie in jeder andern, ohne unablässige Übung zu nichts bringt. Wie innig alle Sprachtätigkeit mit der Kunsttätigkeit verwandt ist, zeigt schon der Umstand, daß man das Wort Stil, ein Lehnwort aus dem Lateinischen, von den Sprachübungen auf die Baukunst und andre Künste übertragen hat. Unsre Sprache ist, wie namentlich Rudolf Hildebrand so schön hervorgehoben, nebst Haltung und Kleidung das nächste, woran jeder Kunstgefühl und Kunstsinn üben kann, und zugleich wegen ihrer innigen Beziehung zu dem Geistes- und Gemütsleben, wie sie kein andrer Stoff hat, der wichtigste und fruchtbarste Kunststoff, den es geben kann.

Wer es also wirklich gut mit seiner Muttersprache meint, der helfe uns in unsrer schweren Arbeit; denn, wenn irgendwo, so können hier nur vereinte und nie ermüdende Anstrengungen zum Ziele führen. „Deutschlands Sänger", so sprach einst Prof. Leonhard in seiner Begrüßungsrede bei der Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins in Breslau, „Deutschlands Sänger reden vom deutschen Dichterwald. Das deutsche Ohr lauscht gern dem Rauschen eines ursprünglichen Waldes, und es scheut das häßliche Klappern der Gartenschere. Aber der Wald darf nicht zum Dickicht werden, in das sich die Frevler flüchten, die sich an der Muttersprache versündigen. Wir alle sollen Waldeshüter sein!"

K. Schnorf.